

Zeitschrift:	Mitteilungen über Textilindustrie : schweizerische Fachschrift für die gesamte Textilindustrie
Herausgeber:	Verein Ehemaliger Textilfachschüler Zürich und Angehöriger der Textilindustrie
Band:	61 (1954)
Heft:	6
Artikel:	Erinnerungen eines Fabrikanten
Autor:	Näf, H.R.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-676941

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zeit hatten mein Großonkel und mein Vater für die 65 Lehrlinge, die in der Berufsschulung der Seidenbranche und des Kaufmannstandes ausgebildet wurden. Das war für den Lehrling selbst oft eine recht harte Schule.

Da war z. B. ein «Hans» (alle Lehrlinge wurden mit Du angeredet) später unser Industrieleiter in Mailand während voller 45 Jahre. Dieser Hans (Bereuter) also muß nun als jüngster der drei Stifte am Abend seines Eintrittstages — es ist Winter — die Gaslampen in sämtlichen Büros anzünden; zuerst vorn bei den «Herren», dann reihum von Pult zu Pult in den Contoren.

Wie er soeben nach beendeter erster Funktion das Privatbüro Onkel Caspers verlassen will, ruft Caspar ihm zu:

«Du Hans, chum dännn morn vor em Lampenazünde zu mir!»

Großes Getuschel unter den andern Stiften — «Mei, du wirsch dänn oppis erläbe! ...» — Folgenden Tages erscheint der noch sehr «pringe» Hansli «tuuch» vor dem gütigen Caspar voll banger Erwartung, und dann läßt sich der Onkel die Streichhölzer geben, nimmt eines heraus und zündet dann seine und die beiden Lampen des vorderen Contors an, hinzufügend:

«Gesch, geschter häsch du drü Zündhötzli pruucht für die drei Lampe — mir müend spare!»

Das war eine Lehre für das ganze Leben.

Oder beim Bereitmachen des Curriers hat Hans dem Onkel den Brief an den Wiener Vertreter, den er nach Diktat schreiben mußte, zur Unterschrift vorgelegt. Onkel Caspar:

«Jä Hans, lueg emal die I-Punkt chame ja nüd läse — schrib du dä Brief namal» — und er zerreißt das mühevoll entstandene Schriftstück. Zum zweitenmal kommt Hans mit dem Wiener Brief — die zwei älteren Stifte drängen: «s prässiert, de Wiener Currier mues furt —». So sind ihm denn die I-Punkte in der Eile etwas zu dick geraten, und ein gelindes Wütlein hatte diese Punkte noch akzentuierter punktiert.

Caspar zerreißt seelenruhig auch diesen «brevis» und sagt:

«Waisch du was — mir schriibed dä Brief namal.
Also, Rübezahl zum drittenmal!

Und nun zum Schluß noch ein Stücklein meines lieben Vaters, auch aus seiner Lehrzeit beim Onkel.

Damals lagen die Büroräumlichkeiten noch ebener Erde gleich beim Eingang in den kleinen Tiefenhof. — Es ist ein drückend heißer «Hundstag» und im Geschäft nichts los — darum entscheidet sich Edy (mein Vater): «jetzt mues eifach oppis gaa!» — Und siehe da, durch die Tiefenhöfe schlendert ein Feilträger — eins, zwei ist Edy in den Tiefenhöfen, nimmt den Feilträger in den Korridor und erklärt ihm: «Losed Si, da inne chönted Si sicher oppis verchaufe, aber Si müend schüli luut rede — rüefe müend Si — heepe — dänn euse Buechhalter ghört nüd guet! — jetzt wartet Si na da, ich rüefene dänn.» —

Im Büro wendet er sich an den Buchhalter: «Losed Si, s isch en arme Feilträger dusse und wett oppis verchaufe, aber er ghört fascht nüt, Si müend ganz luut rüefe!» —

Tableau — es erfolgt die Begegnung beider aufeinander losbrüllender Bestöhrender — und gleichzeitig erscheint auf solchen Spektakel Onkel Caspar:

«Was händ au ihr da für en Lärme!?» Dabei droht er freundlich lächelnd seinem Neffen Edy mit dem Finger: «Tribed mer s nu nüt zwyt, gälled.» Aber er war jung mit den Jungen, und nichts freute ihn mehr als gesunder Humor und ein heiterer Sinn.

So ging es zu und her im kleinen Tiefenhof. — Schön war die Jugendzeit dort, für viele, die im späteren Leben ihren Mann stellten und sich immer gerne ihrer Lehrjahre erinnerten. — Aber «Arbeit» von morgens früh bis abends spät und ebenso am Sonntagvormittag (Durchsehen der Post mit allen Angestellten und Stiften an ihren Pulten), das ging bis in die neunziger Jahre.

«Arbeiten und nicht verzweifeln» (Carlyle), hieß das eine Motto, und das andere Hauptmotiv: «ora et labora» — und damit Schluß der Vorstellung. H. E. Appenzeller

Erinnerungen eines Fabrikanten

Jahrhundertwende! — Soweit zurück reichen meine Kenntnisse der Seidenindustrie nicht. Aber schon der Primarschüler von anno dazumal war, wie übrigens seine Geschwister auch, eingeweiht in die Grundbegriffe der Weberei. Er wußte, was Organzin und was Trame war; er kannte sogar den Unterschied. Und wenn seine Mutter einmal schön angetan in eine Gesellschaft ging, sah er auf den ersten Blick, ob ihr Kleid aus einem Taffetas Changeant oder einem Satin Duchesse angefertigt war. — Und auf dem Sofa lagen turmhoch, der damaligen Mode gemäß, riesige Kissen mit herrlichen Blumendessins, Damas Lancé in drei und vier verschiedenen Farben.

So wuchs die junge Generation — das war wohl nicht nur bei dem Schreibenden der Fall — langsam in ihren Beruf hinein. Das Verhältnis zum Geschäft war ein viel innigeres, als es heute ist; es hatte etwas Patriarchalisches an sich. Eben erst war die Hausindustrie verschwunden; immer noch hörte man, wenn man über Land ging, vereinzelte Handwebstühle klappern; der Übergang zur Mechanisierung war aber im großen und ganzen vollzogen. Geblieben war die Liebe zur Zürcher Landschaft und das freundschaftliche Verhältnis zu den Angestellten der Firma, die man fast alle persönlich kannte und schätzte.

Für den Sohn eines Seidenfabrikanten war es eine Selbstverständlichkeit, daß er den Fußstapfen seiner Vorfahren folgte; etwas anderes gab es überhaupt nicht. Für allgemeine Bildung hatte man nicht viel übrig. Klar stand vor seinen Augen der Beruf und die Tätigkeit des Vaters, der von morgens früh bis spät am Abend seiner Arbeit nachging, den Einkauf des Rohmaterials besorgte, die

Fabrikation überwachte und auf großen Reisen seine Vertreter und Kunden besuchte.

Viel Zeit wurde auf die Ausbildung der jungen Leute verwendet, wobei die Erlernung der Handweberei eine Selbstverständlichkeit war. Man hatte sich von den alten hölzernen Maschinen wenigstens geistig noch nicht völlig getrennt, und der Schreibende kann sich noch gut erinnern, wie in Affoltern am Albis extra für ihn ein Handwebstuhl aufgestellt und mit viel Mühe eingerichtet wurde. Während seiner freien Zeit wob er auf diesem Stuhl mit gutem Willen und viel Geduld einen blauen Taffetas, 70/3 im Stich und 132 Schuß im Zoll. Es wollte nicht werden! Mühsam entstanden einige Meter im Tag; abends wurde kritisiert! Und doch war die Arbeit nicht umsonst. Spielend lernte er, was der Regulator am Stuhl für eine Rolle spielt, wie wichtig die Dämmung ist, was Tritt und Schlag bedeuten, wie Fadenbrüche, Zerrhaken, Schienenhefti und Aehnliches entstehen. Er kannte die Vorteile der Lyonerlitze, lernte Geschirre kehren — die jungen Herren von heute wissen wohl gar nicht mehr, was das ist —, fabrizierte Scheidflügel und stellte auf einem alten Handrad die nötigen Spüli selber her.

Nach Abschluß der Schule begann die eigentliche Lehrzeit. Eine gründliche kaufmännische Lehre, die in der eigenen oder einer befreundeten Firma absolviert wurde, bildete den jungen Mann auf seine Tätigkeit vor. Im Anschluß daran folgte ein Praktikum in der Fabrik, das oft zwei Jahre dauerte und als Vorbereitung für die Webschule galt. Winden, Zetteln und Weben wurden gründlich erlernt, zuverlässige, tüchtige Arbeiter betätigten sich

als Lehrmeister. Auf den verschiedensten Maschinen wurde gearbeitet, bis der eifrige Schüler sein Metier verstand. Erst aber, wenn er als angehender Webermeister eine Abteilung mitführen konnte, wenn er die Fertigkeit erworben hatte, schwache Arbeiterinnen anzuleiten, Zettel aufzulegen und Geschirre zu schnüren, wenn er, mit kurzen Worten, alle in der Seidenweberei vorkommenden Arbeiten beherrschte, galt er als voll, und er durfte dann gelegentlich mitreden, wenn Probleme auftauchten, die besprochen werden mußten. Das hatte aber vorsichtig zu geschehen, denn die Herren mit den weißen Bärten ließen sich nicht gern in die Karten gucken!

In Anschluß an das Praktikum folgte die Webschule, wobei drei Institute zur Verfügung standen: Zürich, Lyon und Krefeld, und dann wurde der junge Mann zur weiteren Ausbildung ins Ausland geschickt. Ohne längeren Auslandaufenthalt gab es keinen Seidenfabrikanten; fremde Sprachen mußten gelernt, fremde Länder und Verhältnisse studiert werden. Wer bestimmt war, Schweizer Ware über die ganze Welt zu verkaufen, mußte sich über die Kenntnis fremder Märkte ausweisen können. Er mußte aber auch in der Lage sein, mit Kunden, die ihn besuchten, in deren Muttersprache zu verkehren. So flogen die jungen Leute aus, nach Norditalien, wo sie sich in die Geheimnisse der Seidenraupenzucht einweihen ließen, nach Paris, Lyon, London, New York, oder gar nach China und Japan. Verstanden sie ihre Zeit auszunützen, so kehrten sie nach einigen Jahren mit wertvollen Erfahrungen zurück. Sie waren inzwischen 26 bis 28 Jahre alt geworden und besaßen nun das Rüstzeug, das zur Leitung einer Firma, die gewohnt war, international zu sehen und zu denken, nötig ist.

Nichts war schöner als eine große Reise! Wohl waren die Eisenbahnen etwas weniger komfortabel eingerichtet als heute; sie fuhren auch langsamer. Dafür brauchte es keine Visa, keine Einreise-Erlaubnis, keine Arbeitsbewilligung und keine Niederlassungsformalitäten. Man steckte seinen Sack voller Goldmünzen und reiste weg. Ueberall war der Schweizer ein gern gesehener Gast. — Goldmünzen spielten, nebenbei bemerkt, im Leben einer Firma eine wichtige Rolle. Die Saläre wurden nur, oder doch zum größten Teil, in Gold bezahlt. Mit diesem schönen Brauch hat der erste Weltkrieg gründlich aufgeräumt.

Die Arbeitszeit war bis gegen das Ende des ersten Dezenniums dieses Jahrhunderts in den Büros überhaupt nicht beschränkt. Die Webereien arbeiteten zehn oder elf Stunden im Tag, die Angestellten in den Büros, auch in Zürich, solange Arbeit vorhanden war. Man begann im Sommer um 7.30 Uhr morgens, in vielen Fällen schon um 7 Uhr, machte zwischen 12 und 2 Uhr eine Mittagspause und arbeitete abends bis um 7 Uhr und oft noch länger. Als vereinzelt angefangen wurde, am Samstag um 5 Uhr die Büros zu schließen, betrachtete man das als einen Unsinn, und als man gar hörte, daß es Firmen gebe — die unserige war auch dabei —, die sich mit dem Gedanken befaßten, am Samstag um ein Uhr Schluß zu machen, entsetzte man sich, und allgemein wurde dieses Unterfangen verurteilt. Der freie Samstagnachmittag war noch nicht erfunden. Er wurde als ein übertriebenes Zugeständnis an die moderne Zeit betrachtet, war man sich doch noch gewohnt, sogar am Sonntagvormittag zu arbeiten. Jahraus jahrein trafen sich die Chefs und die höheren Angestellten am Sonntag zwischen 10 und 11 Uhr im Büro. Die eingehende Post wurde geöffnet, klassiert und besprochen. Man rauchte dazu vielleicht eine Zigarre, weil es Sonntag war; während der Woche gestattete man sich einen solchen Unfug nicht.

Eine wesentliche Rolle im Leben eines Seidenfabrikanten spielte der Coiffeur. Mr. Gillette hatte seinen Schaber noch nicht erfunden. Wer etwas auf sich gab, mußte sich regelmäßig verschönern lassen; je nach Temperament und Lebensstil besuchte man seinen Barbier zwei- oder dreimal pro Woche. Tägliches Rasieren war nicht nötig, slobistisch; wer es tat, galt als nicht ganz seriös. Auch am

Sonntag hatte der Coiffeur seine Bude offen, am Sonntag erst recht, denn dann kam nur die ganz feine Kundschaft. Neben seiner eigentlichen Tätigkeit erfüllte der Coiffeur eine eminent wichtige volkswirtschaftliche Aufgabe. Bei ihm traf sich ungezwungen, was in der Seidenindustrie Klang und Namen hatte: der Seidenhändler, der Färber, der Fabrikant und dessen Kunde. Im Vorzimmer, bei Gaslicht und Lavendelduft, wurde entamirt, terminiert und gelegentlich auch geflunkert, was das Zeug hieß. War ein Geschäft aber einmal abgeschlossen, so bedurfte es keiner schriftlichen Bestätigung; es galt, ob die Preise stiegen oder fielen, und nie hörte man von Annulationen, ungerechtfertigtem Reklamieren und Versuchen, sich um seine Verpflichtungen herumzudrücken. Die Moral war eine ganz andere als heute, und männlich hätte sich geschämt, ein gegebenes Wort zu brechen.

Die Methoden, nach denen gearbeitet wurde, mögen veraltet erscheinen, die Leistungen standen den heutigen nicht nach. Das Telephon war eine Seltenheit, die Linien immer überlastet. Verbindungen mit anderen Schweizerstädten, etwa mit Basel oder gar mit Genf, waren etwas Außergewöhnliches. Telephonischen Verkehr mit dem Ausland gab es nicht. Etwa 1905 erschien im Büro die erste Schreibmaschine und mit ihr das erste Schreibmaschinenfräulein. Stenographie war eine magische Kunst, die zu beherrschen nur wenigen vergönnt war. Die meisten Briefe wurden noch lange von Hand geschrieben und abends auf der Kopierpresse kopiert, für die Lehrbüuben ein willkommener Abschluß der täglichen Arbeit, der gelegentlich in eine wilde Spritzerei ausartete, zum Aerger der Putzfrau, die für die gute Ordnung in den Büroräumen verantwortlich war. — Briefe nach Uebersee waren wochenlang unterwegs. Auf eine Antwort aus Australien mußte man drei Monate warten. Infolgedessen wurde telegraphiert, viel mehr als heute. Um Kosten zu sparen, verwendete man sogenannte Codes, Bücher, die alle möglichen, im Handel vorkommenden Sätze und Wendungen enthielten und entsprechende Stichworte. Das Uebersetzen eingehender und ausgehender Codedepeschen war eine mühsame Angelegenheit, besonders wenn es sich um fremde Sprachen handelte und Fälle vorlagen, die etwas aus dem Rahmen fielen.

Gern neigt der heutige Jüngling zu der Ansicht, der Betrieb vor 40 oder 50 Jahren hätte mit der jetzt gelgenden modernen Auffassung des Geschäftslebens nichts zu tun gehabt; die Zustände, wie sie damals herrschten, wären endgültig abgetan. Er hält Rationalisieren und Standardisieren für Begriffe der jüngsten Zeit! Unendlich viel größer ist die Produktion geworden und ungleich schwieriger der Verkauf. Aber es wurde schon vor Jahrzehnten Außerordentliches geleistet, speziell in technischer Beziehung. Eine gut organisierte Weberei verstand es, mit einer minimen Zahl verschiedener Rohmaterialien, mit zwei oder drei Organzintitern und einer beschränkten Anzahl von Tramen, eine ganze Kollektion herzustellen. Man paßte die Bindung, den Stich und die Schußzahl den Erfordernissen des Tages an und erzielte mit den bescheidensten Mitteln und ohne große Spesen eine unendliche Vielfalt.

Die Mode war der Seide nicht immer günstig. Gelegentlich machte ihr die Baumwolle oder die Wolle unerwünschte Konkurrenz. Immer wieder aber haben die zürcherischen Betriebe den Rank gefunden, wenn auch oft nur mit großen Schwierigkeiten. Fabriziert wurden fast ausschließlich strangefärbte Artikel, Taffetas und Satin und alle auf diesen Grundbindungen aufgebauten Abarten. Führend war Zürich in Phantasiegeweben, in Rayés, Quadrillés usw., und für den Freund schöner Muster ist es ein Genuß, alte Kollektionen durchzublättern und zu studieren. Daß von jher auf Jacquardstühlen fassonierte Kleider- und Krawattenstoffe hergestellt wurden, sei der Vollständigkeit wegen hier erwähnt.

Außer reiner Seide verwob man gelegentlich etwas Baumwolle, meistens als Schuß, in Futterqualitäten oder

dann in Geweben, die nach Argentinien exportiert wurden und die, wenn sie mehr als 50 Prozent Baumwolle enthielten, unter eine günstige Zollposition fielen. Im allgemeinen hatte aber das «tramé coton» keinen guten Klang. Tramé coton war ein Ausdruck, der damals jedem Seidenindustriellen geläufig war und mit dem man etwa einen Wein bezeichnete, der nicht stubenrein erschien, oder eine Dame, die Anlaß zu Bemerkungen gab.

Der ganze Balkan traf sich in der Kaiserstadt, amüsierte sich und kaufte ein. Alles das richteten die beiden Weltkriege zugrunde.

In technischer Beziehung hat unsere Industrie große Wandlungen durchgemacht. Der schmale mechanische Webstuhl, der die Herstellung von Geweben bis zu 60 oder 70 cm Breite erlaubte, folgte dem alten Handwebstuhl. Jahrelang hat er gute Dienste geleistet, bis die



Der untere Sennhof in Kappel, das heutige «Näfenhaus»

Cliché von Herrn H. R. Näf freundlichst zur Verfügung gestellt

Die Absatzgebiete waren unbeschränkt, die ganze Welt stand unseren Erzeugnissen offen. Neben der Schweiz — immer ein großer Kunde unserer Industrie — war England der wichtigste Markt. Enorme Quantitäten wurden nach London verkauft und fanden von dort zum Teil ihren Weg in aller Herren Länder. Bestellungen von Tausenden von Stücken placierten die großen englischen Häuser regelmäßig in Zürich. Leider ging dieses Geschäft verloren, als England vor zwanzig Jahren vom Freihandel zum Schutzzoll überging und hinter hohen Zollmauern eine eigene leistungsfähige Industrie aufbaute. — Bedeutende Geschäfte wurden auch durch die Pariser Exportagenten vermittelt. Die Kunden aus Südamerika, den französischen Kolonien und dem Orient pflegten ihre Einkäufe in Paris zu tätigen. Auch dieses Geschäft ist der neuen Zeit zum Opfer gefallen, ebenso wie der einst blühende Export über Hamburg. — Was wurde nicht alles in Wien verkauft, was war das alte Oesterreich für ein Markt!

Kundschaft auf größere Breiten überging und 90, 100 und 120 cm verlangte. Das bedingte eine Verbreiterung der alten oder die Anschaffung von neuen Stühlen. Nach dem ersten Weltkrieg begann der Siegeszug der Crêpe-Artikel, die während Jahrzehnten eine Spezialität der Lyoner Weberei gebildet hatten. Wer mitmachen wollte, mußte seine Stühle wohl oder übel umbauen und den Erfordernissen der Mode anpassen. Immer weiter schritt die Technik. Dem modernen Schnellläufer folgte der Automatenstuhl. Die Maschinen wurden breiter und schwerer. Die alten Gebäude genügten nicht mehr, mußten abgerissen und durch neue ersetzt werden. Allen Anforderungen, die während der letzten Jahrzehnte an sie gestellt worden sind, hat unsere Industrie entsprochen: Sein oder Nichtsein!

Neben schlechten hat die Seidenweberei auch gute Jahre erlebt. Aber die Bäume wachsen nicht in den Himmel. Will ein Fabrikant auf der Höhe bleiben, und das ist wohl

das Bestreben eines jeden, so muß er ständig an der Verbesserung seines Betriebes arbeiten. Er muß auch — das ist ein Erfordernis der Zeit — für die Lage seiner Mitarbeiter in Büro und Fabrik das nötige soziale Verständnis aufbringen und dafür sorgen, daß die hohen Anforderungen, die er an sie zu stellen gezwungen ist, unter möglichst günstigen Bedingungen ausgeführt werden können.

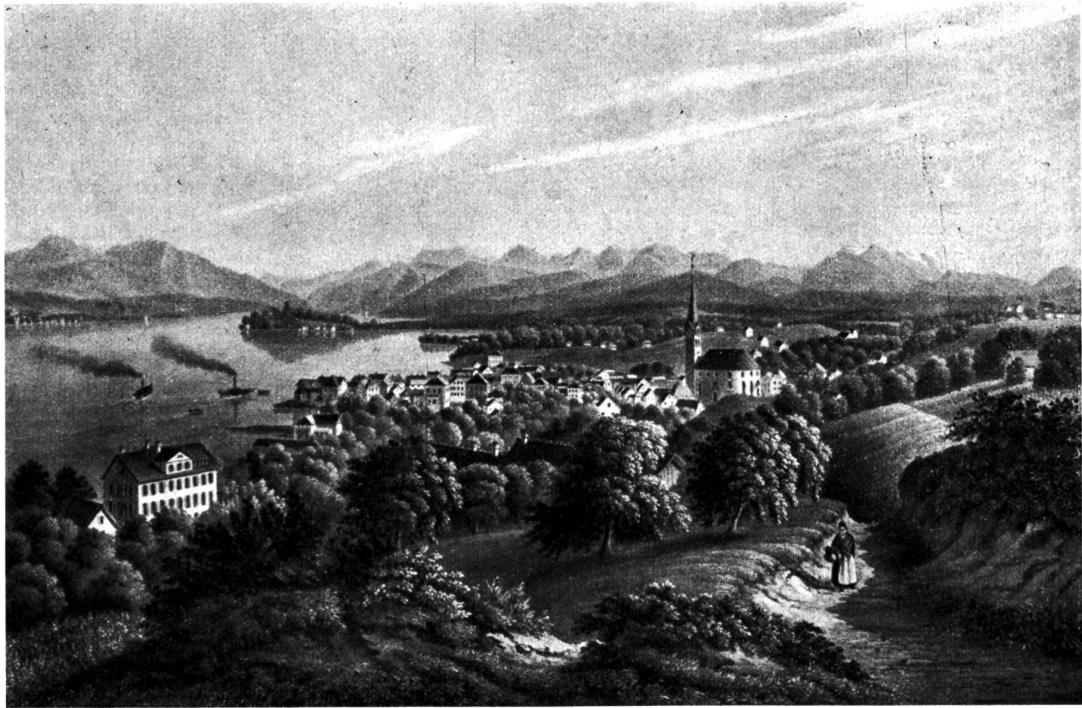
Die Schweiz ist ein teures Land; die Löhne sind höher als in unseren Konkurrenzländern. Erhalten wird sich unsere Industrie nur, wenn sie durch verständnisvolle Zusammenarbeit und allseitigen guten Willen dauernd Höchstleistungen erzielt. Das Wertvollste, das ein Fabrikant besitzt, ist die Arbeitskraft seiner Mitarbeiter!

H. R. Näf

Vom einstigen «Klein-Lyon»

Im Jahre 1825 gründete Johannes Stapfer, Gerichtspräsident in Horgen, mit einigen Freunden die Firma Stapfer, Hüni & Co., die erste Seidenweberei in Horgen. Er war damals 48 Jahre alt und hatte eine 30jährige Erfahrung im «Baumwollgeschäft». Als nämlich sein Onkel, der «Tüchler» Joh. Heinrich Stapfer, wegen seiner Beteiligung am Stäfner Handel von den Zürcher Behörden gesucht und sich der Verhaftung im Jahre 1895 nur durch rasche Flucht entziehen konnte, sprang der Neffe als 18jähriger Bursche ein und übernahm die Leitung des Geschäftes. Nach der Chronik von Adolf Bürkli-Meyer entwickelte sich dieses erste Horgener Seidengeschäft rasch. Im Jahre

Beruf als Leinenweber erlernt, war dann nach Lyon gegangen und nach einem Jahre mit guten Kenntnissen in der Seidenweberei wieder zurückgekehrt. Begünstigt durch die damalige Mode fanden seine *fassonierte* Stoffe überall guten Absatz, so daß er seinen Betrieb rasch vergrößern konnte. 1830 hatte er sich mit seinem Schwager Abegg, der in Obermeilen auch ein kleines Seidengeschäft betrieben hatte, verasoziiert, und schon fünf Jahre später war die Firma Abegg & Staub, nachdem ihr ein Rohseidenhändler finanzielle Mittel zur Verfügung gestellt hatte, mit 130 Jacquardstühlen zur größten zürcherischen Jacquardweberei geworden.



Horgen, das einstige «Klein-Lyon» vor 100 Jahren

Cliché von der Maschinenfabrik Schweiter AG., Horgen, freundlichst zur Verfügung gestellt

1830 beschäftigte die junge Firma in Horgen und dessen Umgebung an die 300 Heimweber.

An den ersten Horgener Seidenfabrikanten erinnert heute noch das «Stapferheim». Das einstige «Neuhaus», in dem Johann Stapfer sein Seidengeschäft betrieben hatte, wurde von seinen Nachkommen bei der Liquidation des Unternehmens im Jahre 1888 nebst einem Vermögen von 380'000 Franken zu einer Stiftung für alte Leute bestimmt.

Noch im gleichen Jahre errichtete auch der erst 22jährige J. J. Staub mit fünf Jacquard-Webstühlen eine kleine Seidenweberei in Horgen. Er hatte bei seinem Vater den

Inzwischen war am 31. Oktober 1828 als dritte Horgener Seidenweberei die Firma Höhn & Baumann gegründet worden. Der junge Jakob Baumann aus dem Dürrenmoos ob Horgen hatte bei seinem Vater an der Dorfgasse den Beruf als Drechsler erlernt und war nach der Lehre in die Fremde gezogen. Bei einem längeren Aufenthalt in der berühmten Messestadt Leipzig erhielt er Einblicke in die regen Handelsbeziehungen dieser Stadt mit dem Osten. Dort faßte er den Entschluß, nach seiner Rückkehr in die Heimat ein eigenes Geschäft zu gründen. Sein Onkel Hans Kaspar Höhn, Blattmacher, und sein Vater, der Drechsler-